

Heute ist »Rare Disease Day«

Sich als Erkrankter mit Leidensgenossen auszutauschen, kann therapeutischen Nutzen haben. Was weiter verbreite Krankheiten anbelangt, haben sich in den vergangenen Jahrzehnten Selbsthilfenzwerke herausgebildet. Schwieriger ist dies bei seltenen Erkrankungen, den sogenannten Orphan Diseases, unter denen weniger als 0,05 Prozent der Menschen leiden. Auf 6.000 bis 8.000 solcher Erkrankungen wird am heutigen »Rare Disease Day« hingewiesen. Veranstalter ist ein europäischer Dachverband von Selbsthilfegruppen, Eurodis, dem auch die deutsche »Allianz Chronischer Seltener Erkrankungen« (Achse) angehört. Geplant sind Infostände, Symposien, ärztliche Weiterbildungen und ähnliches.

Medizinische und pharmazeutische Forschung sind für die Auseinandersetzung mit den Ursachen seltener Krankheiten und die Entwicklung von Therapien in aller Regel weder motiviert noch finanziell ausgestattet. Ein Beispiel aus der Schlafmedizin illustriert gut, wie Prävalenz und Forschungsintensität zusammenhängen. Die Narkolepsie ist eine Störung des Schlaf-Wach-Rhythmus mit einer Häufigkeit von 40 Betroffenen auf 100.000 Personen. Die Symptome reichen von durchgehender Müdigkeit über den Verlust der Muskelspannung bis hin zu Halluzinationen.

Bis vor wenigen Jahren kamen selbst Neurologen kaum den Begriff, die behandelnden Experten konnten in Deutschland an einer Hand abgezählt werden. Nachdem es um 2010 zu einer vergleichsweise hohen Zahl von Neuerkrankungen bei Kindern und Jugendlichen kam, hervorgerufen möglicherweise durch einen sogenannten Impfverstärker, wurden verschiedene medizinische Institutionen weltweit aktiv, um Ursachenforschung zu betreiben und Medikationen zu entwickeln.

Bisher wurden unter anderem Wachmacher aus der Militärforschung wie Modafinil verschrieben, nun arbeitet ein norwegisches Team an einem Nasenspray, das den Mangel an dem im Gehirn produzierten Hormon Hypocretin ausgleichen soll.

Viele der seltenen Erkrankungen sind ein soziales Problem. Der Tagesschlaf eines Narkoleptikers wäre für diesen leichter auszuhalten, würde das Schlafen in der Öffentlichkeit in der westlichen Welt weniger negative Reaktionen hervorrufen.

Christoph Horst

junge Welt

Aktion 200.000

junge Welt sucht Unterstützer...
... für die Verteilung von 200.000
Zeitung am 30. April/1. Mai 2016

Meldet euch unter 030/53 63 55-50
www.jungewelt.de/verteilung

Kunst im deutschen Faschismus. Da denkt man an Arno Brekers monumentale Plastiken oder die akribisch gemalten Frauenakte des »Reichsschamhaarmalers« Adolf Ziegler. Und auf der anderen Seite an die verbotenen Werke der Expressionisten: an die Inderinnen von Emil Nolde oder die (Anti-)Kriegsbilder von Otto Dix. Die Nazis nannten das »gequälte Leinwand«, »seelische Verwesung«, »von Judencliquen preisgekrönt«, als sie 1937 in München die Ausstellung »Entartete Kunst« veranstalteten, die dazu aufrief, diese Kunst zu verachten.

Auch nach fünf Jahren Diktatur kam diese Ausgrenzung für manche Künstler überraschend. Zum Beispiel Emil Nolde. Während man schon seine Bilder als »entartet« aus den Galerien trug, begriff er sie noch als einen Beitrag zum Nationalsozialismus, zu dem er sich bekannete. 1938 versuchte er Joseph Goebbels seine Kunst als »deutsch, stark, herb und innig« zu empfehlen. Zum Beispiel Ernst Barlach. Ein expressionistisches Relief von ihm wurde zunächst gegen seine Plastik »Betende Mönche« ausgetauscht, später wurde diese als »entartet« beschlagnahmt. Barlach galt zunächst als »nordisch deutsch«, wurde dann aber für seine Darstellungen des »ostischen Menschentyps« diffamiert, für die Nazis fiel das in die Kategorie »Untermenschen«. Zum Beispiel Franz Marc. Sein »Turm der blauen Pferde« wurde 1936 aus der Berliner Nationalgalerie entfernt, aber nach dem Protest des »Deutschen Offiziersbundes« bis zur Schließung der Galerie 1937 wieder gezeigt, denn Marc war Weltkriegsteilnehmer und Träger des »Eisernen Kreuzes I. Klasse«. Heute ist das Bild verschollen.

Die Geschichte dieser Einzelwerke wird nun in einer Ausstellung im Hamburger Bahnhof in Berlin gezeigt. Sie gehören zur Sammlung der Neuen Nationalgalerie, die wegen Renovierung geschlossen ist, in Teilen aber im Hamburger Bahnhof bis zur Wiedereröffnung gezeigt werden soll, in einer eigens dafür eingerichteten Abteilung im Westflügel. »Die schwarzen Jahre 1933 bis 1945« zeigt die Bilder, die damals entfernt und die Bilder, die damals gekauft wurden.

Die Sammlung der Nationalgalerie umfasste besonders viele Werke der Moderne. Die Nazis versuchten zunächst, den Expressionismus völkisch umzudeuten als spezifisch »nordische« Kunst, der besonders viel »Tiefe« zugesprochen wurde, weshalb sie »typisch deutsch« sei – im Gegensatz zum »oberflächlichen« französischen Impressionismus. Im Sommer 1937 entbrannte unter den Nazis ein »Expressionismusstreit«: Der Nazi-Chefideologe Alfred Rosenberg und sein »Kampfbund für deutsche Kultur« setzten sich gegen Goebbels und

Max Schmeling war erlaubt

Welche Kunst wollten die Nazis? Die Neue Nationalgalerie Berlin zeigt »Die schwarzen Jahre 1933 bis 1945. Geschichten einer Sammlung« im Hamburger Bahnhof. **Von Sabine Lueken**



»Mademoiselle Yvonne«, 1939 von Max Lingner in Paris gemalt:
Eine junge Arbeiterin, die sich nach dem Einmarsch der Deutschen der Résistance anschloss, verhaftet und 1944 in Auschwitz umgebracht wurde

weitere Anhänger des Expressionismus durch. Die Abteilung für moderne Kunst der Nationalgalerie im Kronprinzenpalais wurde geschlossen, zahlreiche Kunstwerke wurden beschlagnahmt.

Am selben Ort hatte Hermann Göring am 14. Februar 1933, zwei Wochen nachdem Hitler Reichskanzler geworden war, eine Ausstellung eröffnet, im Kulturaustausch mit dem faschistischen

Italien. Ludwig Justi, der Direktor der Nationalgalerie, hatte hierfür 15 italienische Werke ausgesucht, doch er wählte keine Futuristen, sondern Künstler rund um die Zeitschrift *Valori Plastici*, die nach der Parole »Zurück zur Ordnung« eine Besinnung auf das klassische Ideal favorisierten. 1933 feierten die Nazis diese Bilder »der neuen italienischen Meister«, 1937 wurden sie vom Reichs-

kunstammerpräsidenten Adolf Ziegler auf die Liste der »nicht einwandfreien Bilder« gesetzt und aus der Sammlung entfernt.

Die Kunstpolitik der Nazis war willkürlich. Es konnte passieren, dass der selbe Künstler sowohl in der Münchner Ausstellung »Entartete Kunst« als auch im nahegelegenen »Haus der deutschen Kunst« zu sehen war. Von Rudolf Belling beispielsweise war eine Bronzeplastik von Max Schmeling den Nazis genehm, sein abstrakter »Dreiklang« aber nicht.

Die Künstler, die nicht emigrierten oder einsperrt wurden, reagierten mit Anpassung oder Rückzug. Von Karl Hofer stammt das rätselhafte Gemälde »Die schwarzen Zimmer«, von dem der Ausstellungstitel im Hamburger Bahnhof abgeleitet sein soll. Gemalt 1924, gilt der Trommler im Zentrum des Bildes als visionäre Allegorie auf Hitler. Von Hofer hängen auch zwei Versionen eines »Selbstporträts« in der Ausstellung, die zeigen, wie er seinen Malstil fast unmerklich an die neue Kunstauffassung angepasst hatte. Hofer war zwar 1934 als Hochschullehrer entlassen worden und hatte Arbeits- und Ausstellungsverbot. Aber er hatte 1934 auch seine jüdische Frau Mathilde, von der er seit 1927 getrennt lebte, gebeten, die Scheidung einzurichten, damit »er und seine Carriere« nicht zu leiden hätten. Mathilde Hofer starb 1942 in Auschwitz. Franz Radziwill malte 1940 das Bild »Flandern« als realistische Kriegsdarstellung im Sinne der Nazis und übermalte es 1950 im Sinne eines apokalyptischen Weltuntergangsbildes.

In der Ausstellung im Hamburger Bahnhof wird es von Raum zu Raum dunkler. Der letzte Raum ist in Anthrazit gehalten, er zeigt unter anderem das Triptychon »Nacht über Deutschland« von Horst Stempel. Die anderen hier gezeigten Gemälde haben ebenfalls fast alle Farbigkeit verloren. Rot sind nur die Lippen von »Mademoiselle Yvonne«, einer französischen Widerstandskämpferin, die Kurierdienst für den Untergang leistete und 1943 in Auschwitz ermordet wurde, gemalt von Max Lingner, selbst Widerstandskämpfer.

■ »Die schwarzen Jahre«, bis 31. Juli 2016, Hamburger Bahnhof. Katalog zur Ausstellung erschienen im Verbrecher Verlag, Berlin, 288 S., 25 Euro

■ Mehr Glück als Angst. Iron Henning war am Himalaja und will jetzt helfen

Iron Henning ist der einzige lebende Mensch, der Konzerte mit einer echten Arschgeige gegeben hat. Ein geborener Rockstar. Schon Anfang der 90er erkannte er die Sinnlosigkeit der grundlegenden Posen des Geschäfts und verlegte sich auf Parodien. Als Alleinunterhalter macht man schnelles Geld und vermeidet den Ärger mit den lieben Kollegen an der Gitarre.

Es blieb lange ein Rätsel, warum Iron Henning keine Stadien füllte. Irgendwann tauchte der Mann, der eigentlich Henning Rabe heißt, in Literaturzeitungen auf, und man wusste warum. Der Mann reist gerne weit und lang, ein halbes Jahr ist da nichts. Karrieren kann man einfach am Wegesrand liegenlassen. Versehentlich wurde er Reiseschriftsteller, ein

Berufsbild das ausgestorben war, seit niemand mehr Zeit zum Schlendern hatte. Rabe schreibt und beschreibt nie irgendwelche Länder, es sind immer Begegnungen mit Menschen, die den amüsierten Beobachter nationaler Absonderlichkeiten zum Diktat drängen. Mit feinem Ostberliner Humor erzählt er seitenlang Witze. Am schönsten freut er sich, wenn er mal wieder so richtig beschissen wurde.

Dummerweise war Herr Rabe unlängst am und im Himalaja. Er war da, wo sich die Mount-Everest-Touristen versammeln, und ist weit um sie herumgeschlendert. Er rutschte auf dem Hosenboden ein paar Fünftausender runter: »Das lief sich geschmeidig, wie Jesus überm Wasser.« Er hatte mehr Glück als Angst. »Der

Tag machte keinerlei Anstalten, in seiner Herrlichkeit nachzulassen. Jeden Schritt mit Bedacht vortretend, arbeitete ich mich die Serpentinen hinunter. Das Atmen blieb ein Kampf, die fünftausend Meter sind mehr als eine numerische Grenze. Ob hinauf oder hinab, es fühlt sich an, als wäre man an einen rustikalen Schreibtisch gekettet, den man mit sich umherziehen soll.«

Das große Glück des Reisenden sieht dann so aus: »Die Knie reif für das Krankenhaus, die Fersen für die Mülltonne. Durchfall. Sonnenbrand. Herpes-Griebe von der Anstrengung. Kopfschmerzen. Und doch: ein wundervoller Urlaub!« Herr Rabe setzte sich in eines der Kleinflugzeuge, die in Nepal öfter abstürzen, und begab sich

nicht nach Kathmandu, sondern in die alte Königsstadt Bhaktapur – wahrscheinlich lebt er deswegen noch. Die Hauptstadt fiel nämlich um, wie ganz Nepal. Im vergangenen Jahr verdrängte das Erdbeben dort sogar den Krieg in Syrien für eine Woche aus den Schlagzeilen: Es waren noch mehr Tote und zerstörte Häuser zu beklagen. Und Herr Rabe war dabei und kann von Solidarität erzählen, von freundlichen Menschen und lächelnden Hilfsern. Mit seinem Nepal-Buch will er viel Geld machen, um es nach Nepal zu tragen, deshalb liest er es öffentlich vor.

■ Lesung: heute, 20 Uhr, Lokal, Knaackstraße 94, Berlin
■ Henning Rabe: Das Beben von Nepal. Ein Bericht. CreateSpace: 90 S., 10,80 Euro